

campus

ARNULF KRAUSE

EUROPA IM MITTELALTER

WIE DIE ZEIT
DER KREUZZÜGE
UNSERE
MODERNE
GESELLSCHAFT
PRÄGT



campus

ARNULF KRAUSE

EUROPA IM MITTELALTER

WIE DIE ZEIT
DER KREUZZÜGE
UNSERE
MODERNE
GESELLSCHAFT
PRÄGT



campus

www.campus.de

Krause, Arnulf

Europa im Mittelalter

*Wie die Zeit der Kreuzzüge unsere
moderne Gesellschaft prägt*

campus

Impressum

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2008. Campus Verlag GmbH

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

E-Book ISBN: 978-3-593-40404-2

Vorwort

Am 4. Mai 2001 sprach Papst Johannes Paul II. in Athen von Ereignissen, die »tiefe Wunden im Geist und im Herzen der Menschen« hinterlassen hätten. Der orthodoxe Patriarch von Griechenland, dem diese Worte galten, wusste, woran der Gast aus Rom dachte: »an die verheerende Plünderung der Kaiserstadt Konstantinopel, die lange Zeit das christliche Bollwerk des Ostens war«. Fast 800 Jahre lag diese Katastrophe damals zurück – gleichwohl war sie von aktueller Brisanz. Sie erinnerte daran, wie die Kreuzritter des lateinisch-katholischen Westens über die Metropole des griechisch-orthodoxen Ostens hergefallen waren. Jene Angreifer wollten ursprünglich »den Christen freien Zutritt zum Heiligen Land« sichern (Johannes Paul II.). Nun vertieften sie die ohnehin schon vorhandene Spaltung der Christenheit, deren Folgen bis heute nachwirken.

Seit einem Jahrtausend hatte kein Pontifex Maximus mehr Griechenland besucht; zwei Tage später folgte eine weitere denkwürdige Premiere: Erstmals betrat ein Papst ein muslimisches Gebetshaus. In der Omaiaden-Moschee von Damaskus warb er um den Dialog beider Religionen eingedenk der Tatsache, dass man sich in der Vergangenheit allzu oft als Gegner gegenübergestanden habe. Auch hier wirkte die Vergangenheit nach: Die Mauern einer der prächtigsten Moscheen gehörten einst zu einer Kirche, in der der Kopf Johannes des Täufers begraben worden sein soll. Jahrhunderte später eroberten die Araber Syrien und das Heilige Land, das die westlichen Kreuzritter im hohen Mittelalter zurückgewinnen wollten.

Die Erinnerung an jene Kreuzzüge schwang auf den beiden Pilgerreisen Johannes Pauls II. stets mit, die er in den Jahren 2000 und 2001 in den Nahen Osten unternahm. Sie führten ihn unter anderem nach Ägypten auf den Sinai, nach Israel und Palästina, wo er Jerusalem und Bethlehem besuchte, schließlich nach Griechenland und Syrien – dorthin also, wo die Wiege des Christentums liegt, wo Jesus und die Apostel gewirkt hatten. Diese Reise folgte unbeabsichtigt den Routen der Kreuzzüge, mit denen die Europäer zwischen 1096 und 1291 versucht hatten, Jerusalem zurückzugewinnen.

Über die Nachwirkungen jener mittelalterlichen Kriege zwischen Christen und Muslimen hatte man bereits in den intensiven Debatten um den »Kampf der Kulturen« in den neunziger Jahren gestritten. Vier Monate nach der Pilgerreise Papst Johannes Pauls II. wurde daraus ein globales Problem, das weltweit die Schlagzeilen beherrschte: Am 11. September 2001 verübten muslimische Selbstmordattentäter jene denkwürdigen Anschläge in New York und Washington, denen mehrere Tausend Menschen zum Opfer fielen. Sie folgten einer Ideologie, der zufolge der Westen die Muslime bedrohe. Darum wollten sie die »Kreuzzügler« treffen – wie islamische Fundamentalisten Amerikaner und Europäer bezeichnen. Als hätte es damit nicht genug der historischen Reminiszenzen gegeben, griff der amerikanische Präsident George W. Bush diesen Begriff auf, indem er zu einem Kreuzzug (englisch *crusade*) gegen den Terrorismus aufrief. Die »bewaffneten Wallfahrten« des hohen Mittelalters hatten plötzlich eine überraschende Aktualität gewonnen. Sie hält weiter an und führt zu kontroversen Diskussionen über das Verhältnis von westlicher und muslimischer Kultur, von Christentum und Islam.

Die westeuropäischen Züge nach Palästina waren konkret wie symbolisch von herausragender Bedeutung. Trotzdem stellen sie lediglich einen Aspekt jener Zeit dar. Denn

mitte im »dunklen Mittelalter« erfasste das – erst später so genannte – Abendland eine erstaunliche Dynamik, die Europa bis heute prägt: Ein zeitweilig günstigeres Klima und landwirtschaftliche Innovationen sorgten für die Kultivierung Mitteleuropas. Reichere Erträge gingen mit einem enormen Bevölkerungsanstieg einher. Erstmals nach dem Ende des Römischen Reichs entstanden wieder Städte, die gemeinsam mit gewaltigen Kathedralen, imposanten Klosteranlagen und zahlreichen Ritterburgen Europa sein markantes Antlitz verliehen.

Damals herrschte die später romantisch verklärte christliche wie kirchliche Einheit des Abendlandes; allerdings wies sie zunehmend Brüche auf. Denn Papst, Kaiser und Könige stritten um die Macht, Häretiker und Kirchenoppositionelle zweifelten das römische Dogma an oder leugneten es, Gelehrte stellten das Vorbild des unabhängigen europäischen Intellektuellen.

Europa gewann Konturen: Seine Nationen nahmen mehr oder weniger schnell Gestalt an – mit Auswirkungen bis in die Gegenwart. Europas Wirtschaft blühte auf, Handwerk und Handel entwickelten sich zu bestimmenden Faktoren. Hierbei zeigte sich im 12. und 13. Jahrhundert eine bezeichnende Ambivalenz: Wo der Reichtum der Händler wuchs, erhob sich eine Gegenstimme. Sie verfluchte die Macht des Geldes und propagierte das Ideal der Armut und Nächstenliebe. Rationale wie emotionale Gegensätze gaben dem Abendland sein Gesicht – was sich an Grundsätzlichem zeigte. Wo mehr und mehr das Geld und die exakt bestimmte Zeit regierten, artikulierte sich Widerstand. Die Zeit sei doch Gottes und nicht des Menschen! Krisengedanken unseres modernen Lebens taten sich bereits zur Zeit der Kreuzzüge auf.

Überraschend ist die Vielzahl dessen, was im hohen Mittelalter Gestalt annahm und bis heute selbstverständlich ist. Dazu gehören unter den religiösen Vorstellungen das Christusbild des gekreuzigten und

leidenden Gottessohnes, die herausragende Verehrung Marias sowie ein sehr persönlicher Zugang zu Gott. Zugleich emanzipierten sich die Laien von den Klerikern, da sich die Fähigkeit des Lesens und Schreibens ausbreitete und die städtischen Schulen den Klosterschulen Konkurrenz machten. Auch vor Privatem machte der Wind des Wandels nicht halt; die lange gültigen Ehevorstellungen wurden damals formuliert, und die Liebe zwischen Mann und Frau kannte zumindest das Ideal von Zärtlichkeit und Frauenverehrung. Überhaupt erfreuen sich die imaginären Vorstellungswelten des Mittelalters ungebrochener Beliebtheit: Minnesänger und Troubadoure preisen die Liebe der »*hohen vrouwe*«; höfische Recken messen sich im Turnier; die Nibelungen gehen in Hass, Hader und Verrat unter; die Ritter von König Artus' Tafelrunde suchen den Heiligen Gral, der fantasievoll der Obhut der geheimnisvollen Tempeler anvertraut wird.

Die Epoche der Kreuzzüge hat zwei Gesichter: ein helles des humanen Fortschritts, zu dem Aufklärung, Emanzipation, Nächstenliebe und Toleranz gehören. Und ein dunkles der Gewalt: gegen Andersgläubige, was sich in den Judenpogromen und in der Inquisition ausdrückt; gegen Frauen, denen die Ursünde Evas angelastet wird. Gewalt beherrscht noch lange die Gesellschaften Europas.

Im hohen Mittelalter keimten jedoch jene Ideen und Gefühle, die alle folgenden Jahrhunderte prägen sollten. Sie bestimmten das Wesen des Abendlandes, sie gaben ihm seine Identität. Um deren Schlüsselbegriffe zu nennen: Christentum, das Vermächtnis der antiken Griechen und Römer, selbstständiges Denken, Individualismus. Die Kreuzzüge sind zweifelsohne als Ausdruck der Gewalt zu verstehen – zuweilen paart sich mit ihnen der Aspekt der Sehnsucht, der einen Ausdruck in jenem Himmlischen Jerusalem fand, das im Jenseits als Belohnung den reuigen Sündern winkte.

Dieses Buch will keine letzte Wahrheit über jene Epoche verkünden, die uns bis heute bewegt. Hingegen sammelt es Stimmen ihrer Menschen, Zeugnisse aus Ost und West, von Oben und Unten, von Männern und Frauen. Sie drücken Grausamkeit, Kurioses und Amüsantes aus, Unverständliches und Verwandtes, Seltsames und überraschend Modernes. Sie unterstreichen die Erkenntnis: Die Zeit der Kreuzzüge hat Europa und unsere moderne Gesellschaft geprägt – bis ins 21. Jahrhundert.

Kapitel 1

Europa zur Zeit der Kreuzzüge

Ein Blick auf das Abendland

Der Mensch des hohen Mittelalters glaubte, fühlte und dachte in Bildern und Symbolen. Er war weit von der Nüchternheit der Moderne entfernt. Eines dieser Sinnbilder zeigte den sagenhaften Heidenkönig Alexander den Großen, der sich von zwei Greifen in die Lüfte tragen lässt. Ob er den göttlichen Sphären nahe sein oder einen Überblick seines Weltreiches gewinnen wollte – im Mittelalter galt dieser Flugversuch als Blasphemie. Er symbolisierte den Hochmut als schlimmste der Todsünden. Der moderne Mensch ist demnach sündhaft hochmütig, denn er erhebt sich unablässig in die Lüfte. Schlimmer noch: Mithilfe technischer Mittel kann er den Eindruck erwecken, durch Raum und Zeit zu reisen. Bedienen wir uns solcher Hilfen und der Vorstellungskraft, um einen Blick auf das Europa des 11. bis 13. Jahrhunderts zu werfen:

Anfangs zeigen sich die Gebiete zwischen Mittelmeer und Nordsee, vom Atlantik bis in die östlichen Steppengebiete weitgehend menschenleer – zumindest aus der Vogelperspektive. Dunkle Wälder, Moore, Einöden und lebensfeindliche Gebirge kennzeichnen weite Landstriche. Bei allen Unterschieden zwischen den Regionen leben die meisten Menschen von den dürftigen Erträgen der Landwirtschaft. Diese betreiben sie auf kleinen Flächen urbar gemachten Landes, das inselartig zwischen den Wäldern auftaucht. Städte und Dörfer sind kaum der Rede wert, Straßen und Wege aus der Höhe nicht zu erkennen.

Die Kultur der Menschen wirkt bescheiden. Man fühlt sich ständig bedroht: Noch lebt die Erinnerung an die Raubzüge der skandinavischen Wikinger, die die Britischen Inseln, Frankreich und das Rheinland unsicher machten. Sie waren ebenso Heiden wie die Ungarn, die aus den osteuropäischen Steppen bis weit nach Deutschland vorstießen. Geblieben ist den Menschen eine weitere Bedrohung, die von den Heeren der muslimischen Araber und ihrer Verbündeten ausgeht. Deren Machtbereich erstreckt sich zeitweilig über ganz Nordafrika und die Iberische Halbinsel, über die Inseln des westlichen Mittelmeeres und Süditalien, über Palästina bis nach Anatolien hinein. Derart bedroht und unterentwickelt träumt das Abendland vor sich hin. Entwicklung findet offenbar kaum statt; Päpste, Kaiser und andere Herrscher erinnern sich des glorreichen Imperium Romanum – ohne dass dessen Macht und Reichtum greifbar wären.

Im 11. Jahrhundert kommt auf einmal Bewegung auf, die ein Zeitraffer mit zunehmendem Tempo zeigen würde. In 200 Jahren weicht die Wildnis deutlich zurück: Wälder, Sümpfe und Moore werden gerodet respektive trockengelegt. An den Küsten werden Marschgebiete entwässert und nutzbar gemacht. Die Menschen dringen in Mittel- und Hochgebirge wie Schwarzwald und Alpen vor. Auswanderer ziehen ostwärts, wo sie in Schlesien, Ungarn und anderen Gebieten Land roden und bearbeiten.

Nicht nur das Land verändert sich in wenigen Generationen, auch Städte und Dörfer wachsen an oder werden neu gegründet. Die großen romanischen Dome und gotischen Kathedralen schießen gleichsam in die Höhe ebenso wie Stadtmauern und Bürgerhäuser, die zunehmend aus Stein gebaut werden. Überall in Europa entstehen Burgen als befestigte Adelssitze; Klöster werden nun auch in schwer zugänglichen Tälern gegründet, um das Land zu erschließen.

Könnte der imaginäre Zeitraffer auch die Menschen erfassen, sähe man Europa in Bewegung: Da wären nicht nur die Bauern und Kolonisten, die ostwärts ziehen. Pilgerscharen wandern nach Rom und zu anderen Wallfahrtsstätten, ins ferne Jerusalem und ins abgelegene Santiago de Compostela. Auch Kriegerscharen sind unterwegs, teils in Händel untereinander verstrickt, teils auf Kriegszügen gegen die spanischen Mauren und europäische Heiden wie etwa die Preußen im Baltikum. Die Kreuzzüge aus bewaffneten Pilgern, bußfertigen Rittern und brutalen Marodeuren dürften visuell nur schwache Ströme darstellen. Denn der größte Teil der Bevölkerung blieb zweifelsohne in Europa. Dort gesellen sich zu den Pilgern oftmals dubiose Gesellen, Vaganten und Studenten. Letztere verdeutlicht die wachsende Zahl der Universitäten, die Europas Geisteslandschaft prägt. Das christliche Abendland expandiert wirtschaftlich und militärisch: In Spanien werden die Muslime bis nach Andalusien zurückgedrängt, Süditalien und seine Inseln fallen wieder in christliche Hand. Vorübergehend entstehen im Heiligen Land mehrere Fürstentümer unter abendländischer Herrschaft, die man in Frankreich als *Outremer* (»Gebiete jenseits des Meeres«) bezeichnete.

Ein derartiger Blick bleibt oberflächlich, gleichwohl lässt er das Grundsätzliche erkennen. Das zeigt sich in einem ungewöhnlichen Bevölkerungswachstum. Man schätzt, dass sich die Einwohnerzahl Europas zwischen 1000 und 1300 verdoppelt hat – von 40 auf 80 Millionen Menschen. Ein vorübergehender Klimawandel sorgte im hohen Mittelalter für wärmere Durchschnittstemperaturen und milde Winter. Er ermöglichte unter anderem Weinanbau nördlich der heutigen Gebiete. Der gesteigerte Nahrungsbedarf ging mit effektiveren Landbaumethoden einher, etwa den Wechsel zur Dreifelderwirtschaft und zu neuen Pflugtechniken. Die Bauern zogen den Getreideanbau der Viehhaltung vor und kultivierten dafür das Land. Sie

schufen die Grundlagen für das wachsende und sich wandelnde Abendland. So entstand im Großen und Ganzen das Europa, wie wir es kennen.

Europa in der Welt

Das Abendland ist Europa oder der Okzident, was ungefähr bedeutungsgleich ist. Obwohl das deutsche Wort erst seit dem 16. Jahrhundert verwendet wird, ist es für die Epoche des hohen Mittelalters und die Zeit der Kreuzzüge kennzeichnend. Denn im Gegensatz zur geographischen Bedeutung Europas schwingen bei ihm Geschichte und Idee mit: Als Abendland gilt das westlich geprägte Europa, dessen Wurzeln im römischlateinischen Christentum, in den Überlieferungen der Antike und in germanischen Elementen liegen. Papst und Kaiser schöpften einen guten Teil ihres Machtanspruchs aus den Traditionen des Römischen Reichs, das sich 395 in Ost- und Westrom teilte. Die westliche Reichshälfte erlosch 476 und wurde Jahrhunderte später wiederbelebt. Denn der Frankenkönig Karl der Große ließ sich im Jahr 800 vom Papst in Rom zum Kaiser krönen und knüpfte damit an die Tradition des Imperium Romanum an. Im Bewusstsein einer *Translatio imperii*, einer »Herrschaftsübertragung«, pflegte er das Kaisererbe und wollte seine Pfalz Aachen zu einer *Roma secunda*, einem »zweiten Rom«, machen. Daraus wurde zwar nichts, und trotz eines Kaisers sollte das Abendland niemals ein geeintes Reich werden. Aber dem alten Rom war und blieb man verbunden – nicht zuletzt weil dort das Grab Petri, der Sitz des Papstes und der Mittelpunkt der katholischen Kirche war. Demgemäß bediente man sich unter Geistlichen wie weltlichen Gebildeten der lateinischen Sprache.

Ein anderes kam hinzu: Die Menschen erfüllte Endzeitstimmung, die Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Jüngsten Tages. Zeitgenössische Ereignisse wie Naturkatastrophen und Kriege verstärkten als vermeintliche Zeichen des nahenden Antichrist diese Katastrophenangst. Deren Ursachen fanden sich in den Visionen der Heiligen Schrift. Dieser höchsten Autorität entnahm man auch eine symbolreiche Weissagung des Propheten Daniel, die man als Vision der vier aufeinanderfolgenden Weltreiche der Assyrer, Perser, Makedonen und Römer deutete. Gemäß dem christlichen Glauben endete mit dem Imperium Romanum die Menschengeschichte. Darum kam die Begründung eines neuen Reichs nicht infrage – die Herrschaft Roms bestand fort, wenn auch mit anderen Trägern.

Das Römische Reich gab es sogar zweimal: In der einzigartigen Weltstadt Konstantinopel, dem heutigen Istanbul, residierte ein Kaiser, der sich *Basileus* (griechisch »Kaiser«) nannte und dem die abendländischen Nachfolger Karls des Großen an Macht und Pracht wenig entgegensetzen konnten. Nach seinem Selbstverständnis gab es auch nach der Reichsteilung von 395 auf Dauer nur einen legitimen Herrscher, und der saß am Bosporus. Seine Untertanen bezeichneten sich dementsprechend stolz als *Rhomäer* (»Römer«). Sie erfüllte das Bewusstsein historischer Kontinuität, denn für sie hatte das Imperium Romanum niemals zu bestehen aufgehört.

Ostrom (das Byzantinische Reich) existierte ein Jahrtausend, bis es 1453 von den Osmanen erobert wurde. Hier sprach man griechisch und pflegte den christlich-orthodoxen Glauben. Die Geschichte dieses großen Reichs war immensen Höhen und Tiefen unterworfen, was sich insbesondere an der territorialen Ausdehnung zeigte: Kaiser Justinian, der Erbauer der Hagia Sophia, beherrschte um 550 einen Großteil der Küsten des Mittelmeeres. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte verlor

Byzanz die meisten dieser Gebiete an die Araber: Nordafrika und Palästina mit Jerusalem. Das Jahr 1071 brachte den Verlust der letzten Stützpunkte in Süditalien und eine katastrophale Niederlage gegen die türkischen Seldschuken, die daraufhin nach Anatolien vordrangen. Der oströmische Kaiser kontrollierte nur noch den südlichen Balkan und einige kleinasiatische Küstenlandstriche.

Darum rief er den Papst und die westlichen Glaubensbrüder gegen den Islam zu Hilfe. Aber das Verhältnis zwischen West- und Ostchristen war vergiftet durch Misstrauen und Hass, hatte doch die gegenseitige Exkommunikation von 1054 zur endgültigen Kirchenspaltung geführt. So sah man die abendländischen Kreuzritterheere mit großen Vorbehalten durch Byzanz ins Heilige Land ziehen. Den hochkultivierten »Römern« in Konstantinopel galten sie schlichtweg als Barbarenhaufen. Das Misstrauen bestätigte sich, als im Jahr 1204 Kreuzritter in innenpolitische Querelen am Bosphorus eingriffen. Sie eroberten die Stadt, brandschatzten und plünderten erbarmungslos – noch heute findet sich das Beutegut in Westeuropa, insbesondere in Venedig. An diese Schuld des Westens erinnerte Papst Johannes Paul II. bei dem erwähnten Besuch Athens. Eine Schuld mit welthistorischen Konsequenzen: Nicht wenige Forscherstimmen vertreten die Meinung, der Überfall auf Byzanz habe das »christliche Bollwerk des Ostens« derart geschwächt, dass es 250 Jahre später dem osmanisch-türkischen Angriff nichts mehr habe entgegensetzen können.

Seit dem 7. Jahrhundert hatte sich Ostrom mit einer neuen Macht auseinanderzusetzen – den Heeren der Araber. Ihrem Religionsgründer Mohammed folgend, stießen sie mit bis dahin unbekannter Wucht aus Arabien an die Mittelmeerküsten vor. Bereits sechs Jahre nach Mohammeds Tod ging Jerusalem 638 für Byzanz verloren. 100 Jahre später drangen die Muslime aus Spanien nach

Frankreich vor, wo sie nur mit Mühe zurückgeschlagen werden konnten. Fortan war die Weltmacht des Islam im Mittelmeerraum präsent. Zur Zeit der Kreuzzüge erstreckte sich ihr politischer, religiöser und kultureller Einflussbereich vom Süden Spaniens über Nordafrika, den gesamten Nahen Osten bis über den Iran und Nordindien. Dieses riesige Gebiet erlebte über Jahrhunderte eine Blütezeit und entwickelte sich zu einer Hochkultur – wie Andalusien, Damaskus und Bagdad beispielhaft belegen. Der Islam tolerierte die anderen Buchreligionen der Juden und Christen; seine Gelehrten übersetzten die Schriften der griechischen Antike, die dem Abendland teilweise verloren gegangen waren.

Die Muslime hätten zweifelsohne die Weltmacht ihrer Zeit dargestellt, wären sie in einem Imperium vereint gewesen. In der Realität bekämpften sich jedoch die Teilreiche und Herrscherdynastien gegenseitig. Der Kalif, den damals die Abbasiden in Bagdad stellten, beanspruchte als »Nachfolger« und »Stellvertreter« des Propheten Mohammed die Führerschaft aller Muslime. Aber die Zeiten des legendären Harun ar-Raschid (809 gestorben) waren lange vorbei, und der Kalif galt allenfalls als höchste geistliche Autorität. Die weltliche Macht übten in den verschiedenen Reichen zwischen Atlantik und Indus Sultane, Wesire, Gouverneure und unzählige Fürsten aus.

Der geographische Horizont Europas blieb trotz der Kreuzzüge beschränkt. Das byzantinische Konstantinopel und muslimische Metropolen wie Granada, Kairo, Damaskus und Bagdad galten dem Abendländer als ferne exotische Stätten. Was darüber hinaus reichte, verlor sich in märchenhafter Fremde. Wer waren die Mongolen, die unter ihrem Herrscher Dschingis Khan das größte Landreich der Geschichte eroberten? Um 1220 vermeldete ein deutscher Chronist ratlos über das Vordringen der zentralasiatischen Steppenreiter ins Land der Russen: »Wir wissen von jenem Volk nicht, wer es ist, woher es kommt

und welche Absichten es verfolgt.« Also benannte man die fremden Schreckenskrieger nach dem Höllenschlund des Tartarus als Tartaren, denn von dort schienen sie zu stammen. Nicht minder fremd schien China, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts der Venezianer Marco Polo Nachrichten brachte. Von den muslimischen Sultanaten Nordindiens und den südlich angrenzenden Hindustanen wusste man in Europa ebenso wenig wie von dem kambodschanischen Khmer-Reich, das um 1200 den Höhepunkt seiner Geschichte erlebte. Dort wurde damals mit dem hinduistischen Tempel von Angkor Wat das größte sakrale Bauwerk der Erde errichtet. In der Hauptstadt dieses südostasiatischen Reichs sollen eine Million Menschen gelebt haben. Dies lässt die zeitgleichen europäischen Zentren Paris, London oder Köln geradezu winzig erscheinen – sie belegen das geringe Gewicht des mittelalterlichen Europa in der Welt.

Die Kreuzzüge – Die Sünde des Abendlandes?

Nur wenige historische Begriffe sind von gleicher Sprengkraft erfüllt wie die Kreuzzüge des hohen Mittelalters – was sowohl die religiösen als auch die ideologischen und politischen Aspekte betrifft. Der moderne Westen entzog das Wort weitgehend dem geschichtlichen Kontext und verbindet bis heute damit eine positive Bedeutung im Sinne einer Kampagne, wie gegen Analphabetismus oder Alkoholismus – oder gegen Terrorismus. Die Muslime verstehen darunter jene Kriegszüge des Abendlandes, die vorübergehend zum Verlust Palästinas führten, die aber ebenso in anderen Gebieten wie Spanien oder Sizilien von den Christen unternommen wurden. Aus der Sicht vieler islamischer Interpreten zeigten sich darin die Anfänge jener

europäischen Aggression, unter der man bis heute zu leiden habe. Beide Perspektiven entstammen neuzeitlicher Anschauung und verstellen den Blick auf die historisch verbürgte Situation. Für diese gilt es mehrere Punkte festzuhalten:

Im 7. und 8. Jahrhundert stießen die Araber in die Mittelmeerwelt vor, wo sie Byzanz einen Großteil seiner Gebiete entrissen. Außerdem zerstörten sie das persische Sassanidenreich. Die Wüstenkrieger traten als expansive Macht auf, die sich zur Verbreitung des islamischen Glaubens verpflichtet sah.

Mythen I: Das Rolandslied

In der Gestalt des edlen Ritters Roland fand man an den europäischen Höfen das treffendste Beispiel eines Miles christianus, jenes christlichen Kriegers, der das Kreuz nahm und gegen die Muslime zog. Seit Jahrhunderten erzählte man sich die Geschichte von dem heldenmütigen Gefolgsmann Karls des Großen. Er sicherte den Rückzug seines Herrn und fiel dabei in den Pyrenäen gegen die Mauren. Dass ihm damals mutmaßlich die Basken einen Hinterhalt legten, wurde vergessen. Deren Platz nahmen bereits früh die spanischen Muslime ein, versinnbildlichten sie doch den Erzfeind der Kreuzzüge.

Als darum um 1120 insbesondere französische Ritter in den Kreuzfahrerstaaten Palästinas und Syriens kämpften, bot sich der heroische Maurenkämpfer Roland als Vorbild an. Das ihn besingende Chanson de Roland wurde in Frankreich und überall in Europa begeistert aufgenommen. Noch 50 Jahre später beauftragten Heinrich der Löwe und seine Frau Mathilde, eine Tochter

Eleonores von Aquitanien, einen »Pfaffen« Konrad, das Werk ins Mittelhochdeutsche zu übertragen und daraus den Versroman des Rolandsliedes zu machen.

Darin spinnt dieser die heroisch-tragische Geschichte um Verrat und Treue, Heldenmut und Hinterlist: Als Karl Spanien verließ, sicherte eine kleine Nachhut seiner Paladine unter Rolands Führung das fränkische Heer. In einem Tal geriet die Gruppe in den Hinterhalt einer heidnischen Übermacht, der sie nach einem furchtbaren Gemetzel erlag. Allein Roland blieb übrig – »da wähten die Heiden, sie könnten ihn erschlagen. Aber niemand konnte ihm etwas anhaben«. Der Ritter sah sämtliche Gefährten in ihrem Blut liegen. Nur Bischof Turpin erhob sich noch einmal und stand ihm bei. Derweil blies Roland erneut in sein Horn Olifant, um Kaiser Karl ein Signal zu geben. Dann griff er die Heiden abermals an: »Er ritt über das Schlachtfeld und nahm mit dem guten Schwert Durendart für seine Gefährten furchtbar Rache.«

Schon hörte man aus der Ferne großen Lärm, sodass die Berge ringsum widerhallten und erbeben, als ob sie alle lebten. Das kam vom Heer Kaiser Karls, an dessen Spitze 60 000 Hörner geblasen wurden. Unter den Heiden brach derweil Schrecken darüber aus, dass die Franken zurückkehrten und Roland unter seinen Feinden wütete. Schließlich blieb er allein zurück, denn Turpin war zu Boden gesunken und »die Engel schieden die Seele vom Leichnam«. Todwund suchte Roland Schutz unter einem Baum. »In der einen Hand hielt er das Horn Olifant, in der anderen das Schwert Durendart.« Ein Feind hoffte ihn überlisten und töten zu können. Dann

würde er erzählen, sie hätten gesiegt und der Ritter sei das Opfer seines Schwertes geworden – zur Freude aller arabischen Länder. Aber Roland kam ihm zuvor und schlug ihm Olifant so kraftvoll auf den Helm, dass dem Heiden »das Blut aus den Augen quoll« und das Horn entzweibrach. Dann fiel der von der Christenheit verehrte Held Roland mit ausgebreiteten Armen zur Erde. Gott bat er, ihm in der Todesstunde seinen Engel zu schicken und seiner armen Seele gnädig zu sein. Die letzten Worte galten Kaiser Karl und dessen treuen Anhängern, die er alle Gottes Gnade anempfahl. Dem Allmächtigen empfahl er seine Seele. Mit den Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael freute er sich auf ewig. Rolands legendärer letzter Hornruf rief den Kaiser zurück, der an den Feinden furchtbare Rache nahm.

Das Geschehen um die ritterlichen Märtyrer im Tal von Roncevalles erzählten sich anscheinend auch die Jakobspilger. Denn ein zeitgenössischer Pilgerführer nach Santiago de Compostela ging ausdrücklich darauf ein: Der Berg Cisapass im Baskenland gelte als Tor nach Spanien, wer ihn besteige, glaube mit der eigenen Hand den Himmel berühren zu können. Von diesem hohen Gipfel könne man den Golf von Biskaya erblicken und weit nach Spanien und Frankreich hinübersehen. Dort werde man an den Zug Kaiser Karls gegen die Mauren erinnert. Unten im Tal trafen die Pilger auf ein Hospiz und eine Kirche, wo sich auch Spuren des Helden Roland fänden. Denn dort liege der Fels, den der tapfere Krieger mit einem dreifachen Schwertstreich gespalten habe. Danach gelänge man in den Ort Roncevalles, wo einst die

gewaltige Schlacht stattgefunden habe, in der 40 000 christliche und sarazenische Kämpfer getötet worden seien.

Die Erinnerung an Kaiser Karls tapferen Paladin lebte auch in den sogenannten Rolandsstatuen fort, die in zahlreichen Orten zwischen Baltikum und Adria aufgestellt wurden. Ihr bekanntester Vertreter steht als Symbol städtischer Freiheiten bis heute vor dem Rathaus der alten Hansestadt Bremen.

In den eroberten Gebieten pflegten die neuen Herren einen vergleichsweise toleranten Umgang mit Juden und Christen, die gegen eine Steuer ihrem Glauben weiter nachgehen durften. Aber die Welt des Islam bildete bekanntlich kein einheitliches Imperium; Reiche und Dynastien wechselten einander ab. Mit ihnen gelangten weltoffene Herrscher an die Macht, aber auch Fanatiker wie die Almohaden, kriegerische Berber aus Marokko. Diese bekämpften seit dem 12. Jahrhundert »verweichlichte« Glaubensbrüder, erwiesen sich intolerant gegenüber Andersgläubigen und griffen in Spanien in die Kämpfe mit den vordringenden Christen ein. Insofern war die heutzutage viel berufene muslimische Toleranz durchaus Schwankungen unterworfen. Ein die Christen besonders empörendes Beispiel bot der Kalif Al-Hakim, der 1009 die Jerusalemer Grabeskirche zerstören ließ. Gerade im 11. Jahrhundert scheinen christliche Pilger immer wieder behindert und bedroht worden zu sein. 1065 wurden mehrere Tausend massakriert.

Andererseits stellte die arabische Eroberung Jerusalems 638 kein grundsätzliches Hindernis für Pilgerreisen dar; auch im Heiligen Land konnten Juden und Christen ihrer Religion nachgehen. Muslimische und christliche Herrscher pflegten durchaus freundschaftliche

Beziehungen, wofür beispielhaft die Gesandtschaften zwischen Harun ar-Raschid und Karl dem Großen stehen. Bezeichnenderweise nahmen am Ersten Kreuzzug Männer teil, die wenige Jahre vorher als friedliche Pilger Jerusalem besucht hatten. Verträge über den Zugang zu den christlichen Pilgerstätten waren vor und während der Kreuzzüge üblich – wie etwa die Verhandlungen zwischen Saladin und Richard Löwenherz belegten.

Was aber waren die Kreuzzüge? Zweifelsohne militärische Aggressionen, bei denen grausame Massaker an Muslimen, Juden und orientalischen Christen begangen wurden. Die knapp 200 Jahre von 1096 bis 1291 bestanden allerdings mitnichten aus einer endlosen Kette des gegenseitigen Abschlachtens. Die friedlichen Beziehungen einschließlich florierenden Handels überwogen bei weitem. Die Kreuzzüge gegen abtrünnige Christen scheinen sogar erheblich brutaler verlaufen zu sein – so die Verfolgung der Katharer durch die Heere des französischen Königs. Sie sollten das Verhältnis zwischen Nord- und Südfrankreich bis in die Gegenwart belasten.

Die Kreuzzüge nach Palästina verstanden ihre Teilnehmer als bewaffnete Pilgerfahrten ins Heilige Land, wo Jerusalem befreit und damit Buße getan werden sollte. Papst Urban II. sprach hingegen in seinem berühmten Kreuzzugsaufruf im November 1095 davon, dass man »den bedrängten Brüdern im Orient die schon oft erbetene Hilfe« endlich leisten müsse – womit er die »Konkurrenz« in Konstantinopel meinte. Seinem Nachfolger Johannes Paul II. ging es mehr als 900 Jahre später bei seiner Interpretation der Kreuzzüge offensichtlich darum, »den Christen freien Zutritt zum Heiligen Land« zu verschaffen. Historisch liegen ihre Ursachen wahrscheinlich erheblich tiefer, nämlich darin, einer zunehmend gewalttätigen und unkontrollierbaren Ritterschaft ein Ziel außerhalb Europas zu bieten. Das Heilige Land versprach Seelenheil, reiche Beute und somit eine verheißungsvolle Zukunft.

Weit hergeholt scheint es, die Züge jener westeuropäischen Haudegen als akute Bedrohung der gesamten islamischen Welt anzusehen. Denn diese stellte eindeutig den stärkeren und kulturell entwickelteren Gegner. Wie andernorts dargelegt, blickte das Abendland Ende des 11. Jahrhunderts auf eine lange Phase der inneren Schwäche und äußeren Bedrohung zurück. Daran hatten die muslimischen Krieger nicht wenig Anteil. Ihre Angriffslinie erstreckte sich von der Iberischen Halbinsel über sämtliche Südküsten des Mittelmeers bis nach Anatolien, selbst in den Steppen nördlich des Schwarzen Meers übten sie Einfluss aus.

Insofern vermitteln die Kreuzfahrerstützpunkte im Nahen Osten eher einen punktuellen Eindruck, der allerdings für die Muslime wegen des vorübergehenden Verlusts Jerusalems schmerzlich war; immerhin galt (und gilt) diese Stadt den Sunniten als heilig. Die Angriffe der Europäer bildeten jedoch nur eine der schwächsten in einer ganzen Kette von Invasionen in die muslimische Welt. Vielmehr bestimmten die türkischen Seldschuken während der Kreuzzüge das Geschehen im Nahen Osten. Und die Mongolen eroberten 1258 sogar die prächtige Kalifenstadt Bagdad und machten sie dem Erdboden gleich.

Die muslimische Einschätzung der Kreuzzüge als schlimmste Bedrohung ihrer Länder und ihrer Religion scheint deshalb einer modernen Projektion zu folgen, die diese als Teil einer ununterbrochenen Gefahr ansieht. Der Westen ist sicherlich auch nicht frei von solchen ideologischen Einschätzungen.

Der Blick auf die Zeugen des hohen Mittelalters eröffnet, wie modern diese Sichtweisen sind. Von einer fanatisch gehaltenen Frontlinie zwischen Muslimen und Christen konnte keine Rede sein – trotz aller kriegerischen Grausamkeiten. Denn für zwei Jahrhunderte stellte der Nahe Osten wie der gesamte Mittelmeerraum eine Kontaktzone dar, in der man auch friedlich zusammenlebte.

Nach zeitgenössischen Berichten ließen sich Händler durch Schlachten nur ungern von ihren Geschäften abhalten, nahmen europäische Siedler im Heiligen Land zunehmend orientalische Züge an und schlossen Anhänger beider Religionen nicht selten Bündnisse mit Andersgläubigen gegen Feinde des eigenen Lagers.

Papst, Kaiser und viele Könige – Die Mächte Europas

Wie die muslimische Welt stellte auch das Abendland keine politische Einheit dar. Seine Völker – insbesondere die großen Gruppen der Romanen, Germanen und Slawen – bildeten diverse Reiche mit Monarchen an ihrer Spitze. Unter diesen hoben sich zwei Herrscher hervor, zumindest ihrem Rang und Anspruch nach: Papst und Kaiser. Beider Wurzeln reichten weit zurück ins Römische Weltreich, dessen Traditionen sie auf unterschiedliche Weise pflegten.

Der Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche sowie als Herrscher eines eigenen Staats stellt bis heute eines der herausragendsten Phänomene der Weltgeschichte dar. Sein eigentliches Profil gewann das Papsttum im hohen Mittelalter. Bis dahin hatte der Bischof von Rom, der die Nachfolge des Apostels Petrus beanspruchte, sich gegen andere Patriarchen wie die aus Jerusalem oder Antiochia an Ansehen durchgesetzt. Seit Kaiser Konstantin dem Großen (324–337) tolerierten die Herrscher des Imperium Romanum das Christentum und machten es schließlich zur Staatsreligion. Damit war den Päpsten der Weg geebnet: Trotz heidnischer Rückfälle, Invasionen germanischer Barbaren, dem Zusammenbruch staatlicher Strukturen und blutiger Kämpfe im frühmittelalterlichen Rom bewahrten sie ihr Amt, bis sie die fränkischen Karolinger als Verbündete gewannen. Damals, in der Mitte des 8. Jahrhunderts, fälschte man jenes nachhaltige Dokument,

das als »Konstantinische Schenkung« Geschichte machte: Darin sprach Kaiser Konstantin dem Bischof von Rom Gebiete in Mittelitalien zu, die man später als *Patrimonium Petri* (»Erbe des Petrus«) respektive Kirchenstaat bezeichnete.

Mit der Kaiserkrönung des Frankenkönigs Karl in Rom begann am 25. Dezember 800 jenes Bündnis zwischen Kaiser- und Papsttum, das die europäische Geschichte lange prägte. Nach der Teilung und Schwächung des Frankenreiches knüpfte der Sachse Otto I. wieder an die alte Tradition an, als auch er 962 in Rom die Kaiserkrone empfing. Seitdem erhoben die ostfränkischen, später deutschen Könige den Anspruch darauf – den ihnen die anderen Monarchen des Abendlandes grundsätzlich nicht streitig machten. Aus gutem Grunde: Während Franzosen und Engländer ihre nationalen Reiche im hohen Mittelalter zusehends strafften und organisierten, »verlor« sich Deutschland im Heiligen Römischen Reich (das übrigens erst im 15. Jahrhundert den Zusatz »deutscher Nation« annahm). Denn dessen Kaiser herrschten und stritten häufiger südlich als nördlich der Alpen. Otto I. und seine Nachfolger suchten ebenso wie 200 Jahre später Friedrich Barbarossa und die Staufer die Herrschaft über Italien zu sichern und den Papst zu kontrollieren.

Mit diesem vollzog sich inzwischen ein grundlegender Wandel: Anfangs diente die ehrwürdige Nachfolge Petri als machtpolitischer Zankapfel römischer Adelsfamilien. Dem unwürdigen und brutalen Treiben setzten häufig die Kaiser ein Ende: 1046 enthob beispielsweise der fromme Heinrich III. gleich drei konkurrierende Anwärter auf den Stuhl Petri ihres Amtes und setzte einen eigenen Kandidaten ein. Dagegen, dass Papst und Kirche Spielbälle in den Händen weltlicher Herrscher waren, traten geistliche Reformer auf. Dem Gedankengut des burgundischen Klosters Cluny folgend, forderten sie die Freiheit der Kirche von weltlichen Einflüssen. Mit der Konsequenz, dass die Päpste

mehr Macht beanspruchten. Seinen berühmtesten Ausdruck fand der daraus resultierende Konflikt im Investiturstreit zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. Die Bischöfe von Rom emanzipierten sich zusehends von der Abhängigkeit der deutschen Könige und Kaiser. Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden höchsten Gewalten des Abendlandes bildeten die Konstanten des hohen Mittelalters. Um 1200 hatte sich schließlich das beiderseitige Verhältnis umgekehrt: Nun bestimmte der mächtige Papst Innozenz III., welcher Thronanwärter im zerstrittenen Deutschland regieren durfte.

Dort gelang es zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert keiner Dynastie, ihrem Haus die Herrschaft zu sichern: Die fränkischen Salier hinterließen die romanischen Dome von Mainz, Speyer und Worms, dann starben sie aus. Die in Schwaben beheimateten Staufer stellten mit Friedrich Barbarossa und seinem Enkel Friedrich II. die berühmtesten und mächtigsten Herrscher des deutschen Mittelalters. Ihre legendenumrankte Blütezeit ging jedoch im Bürgerkrieg mit den Welfen unter und scheiterte unter anderem an einem Kaiser, der lieber im Süden Italiens residierte als nördlich der Alpen. In den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts sollte schließlich mit Rudolf von Habsburg jenes aus der Nordschweiz stammende Adelshaus erstmals den Thron besteigen, das später bis 1806 die Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation stellte.

In Deutschland setzte sich im Unterschied zu seinen Nachbarn keine Erbmonarchie durch. Der deutsche König wurde in Aachen auf dem ehrwürdigen Thron Karls des Großen gekrönt, nachdem ihn die Reichsfürsten gewählt hatten. Seine Macht ruhte auf dem eigenen Hausgut; alles andere machten ihm zahllose Reichsfürsten, Kirchenobere und reiche Städte streitig – von den angesprochenen Konflikten mit den Päpsten und selbstbewussten italienischen Kommunen ganz zu schweigen. Deshalb

mochte man noch so oft dem Kaiser huldigen – mächtiger wurde er davon nicht. Das spätere Deutschland blieb ein bunter Flickenteppich mit einem machtlosen Idealherrscher, um den sich noch nicht einmal eine zentrale Residenz und eine Hauptstadt entwickelten. Die »verspätete« deutsche Nation mit ihrem föderalen Charakter zeichnete sich bereits im hohen Mittelalter ab.

Mythen II: Der Schatz der Nibelungen

»Uns ist in alten mæren wonders viel geseit Von helden lobebæren, von grôzer arebeit, von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen, von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

Uns wird in alten Geschichten viel Wunderbares erzählt: Von lobenswerten Helden, von großer Mühsal, von Freuden, Festen, vom Weinen und vom Klagen, vom Kampf kühner Recken könnt ihr jetzt Außergewöhnliches hören.« Mit diesen Worten beginnt das mittelhochdeutsche Epos des Nibelungenliedes, das sich bis vor wenigen Jahrzehnten des Rufs eines deutschen Nationalepos erfreute. Dieses anachronistische Etikett verdankte es jenem angesprochenen »Weinen und Klagen« sowie dem »Kampf kühner Recken«, die man »urdeutschen« Helden zuschreiben wollte.

Dergleichen hatte jedoch der unbekannte Dichter nicht im Sinn, als er um das Jahr 1200 die »alten Mæren« niederschrieb: von dem Xantener Königssohn Siegfried, der zum Burgunderhof nach Worms zog, um die Prinzessin Kriemhild zu freien; von deren Bruder König Gunther, der mit Siegfrieds Zaubermitteln die starke

Brünhild zur Frau gewann. Des Weiteren erzählte er von Hagen von Tronje, dem finsternen Gefolgsmann Gunthers, der den strahlenden Helden Siegfried hinterrücks meuchelte um der vermeintlichen Ehre seiner Herren willen. Schließlich richtete er seinen Blick auf Siegfrieds Witwe Kriemhild, die über viele Jahre ihre Rachepläne gegen die eigene Familie schmiedete und sie als Frau des Hunnenkönigs Etzels im fernen Ungarn in die Tat umsetzte – in einem gewaltigen Gemetzel, in dem sie ihren Bruder Gunther töten ließ und Hagen eigenhändig erschlug.

Für diese dramatische Geschichte schöpfte der Dichter aus verschiedenen germanischen Sagenstoffen, aus Mythenresten und Märchenmotiven, die er in seinem höfischen Umfeld ansiedelte. Dem Publikum gefiel die altertümliche Sex-and-Crime-Story offensichtlich, denn im deutschsprachigen Gebiet wie in Skandinavien schätzte man die Geschichte der Nibelungen. Den Schatz des sagenhaften Volkes erbeutete der Drachentöter Siegfried, von dem er an Kriemhild überging. Hagen versenkte ihn schließlich irgendwo im Mittelrhein, wo man ihn bis heute sucht.

Was den Engländern König Artus und den Franzosen der tapfere Roland war, das wurden den Deutschen die Burgunder und Siegfried. Allerdings verbanden sie mit der düsteren Geschichte mitnichten nationale Gedanken, die es zur Zeit der Kreuzzüge ohnehin noch nicht gab. Wie das zeitgenössische Publikum das Nibelungenlied verstand, ist immer noch umstritten. Zu den wenigen bekannten Tatsachen treten Mutmaßungen, dass der

Dichter am Hof des Passauer Bischofs Wolfger von Erla tätig war und in dessen Auftrag schrieb. Womöglich sollte er um dessen verehrten Vorgänger Pilgrim eine Heldengeschichte verfassen, denn die fiktiven Burgunder zogen donauabwärts durch Passau. Oder barg die neu gestaltete alte Heldenmär Anspielungen auf die eigene Gegenwart, die trotz christlichen Glaubens und höfischer Ideale beklagenswerte Kriege nebst Verrat und Hinterlist bot?

Gerade in jenen Jahren eskalierten die Kämpfe zwischen den Staufern und Welfen, die durchaus familiäre Bande miteinander pflegten. Die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Herzog Heinrich dem Löwen setzten sich in einem erbitterten Thronstreit fort. 1198 beanspruchten deren Söhne Philipp von Schwaben und Otto die Krone des Heiligen Römischen Reiches. War der sagenhafte Nibelungenschatz eine Metapher für den zeitgenössischen Schatz der sizilianischen Normannen? Als der Staufer Heinrich VI. die Erbin des fernen Mittelmeerreiches heiratete und dessen Widerstand niederkämpfte, ließ er diesen Schatz angeblich auf die pfälzische Reichsburg Trifels bringen.

Um das hochmittelalterliche Nibelungenlied ranken sich seit eh und je Sagen und Gerüchte, Geheimnisse und Fragen. Wahrscheinlich wurde es gerade darum einer der beliebtesten deutschen Texte jener Zeit und blieb bis heute unvergessen.